Zwei Freundinnen.

Roman von W. Heimburg.

(5. Fortsetzung.)

Sie frühstückte langsam und setzte sich dann an den Schreibtisch. Sie wollte an Mathilde ein paar Worte spenden; seit Wochen war jede Nachricht von ihr ausgeblieben. Als sie eine Seite geschrieben, schmerzte sie der breite Goldreif; sie wollte ihn abziehen, aber es war nicht möglich, und als es ihr endlich gelang, da war ihr die Stimmung zum Schreiben vergangen. Sie setzte ihren Hut auf und ging auf einem Umwege nach dem Zwinger.

Eine Weile stand sie hinter Hortensens Staffelei, die einen der kleinen Niederländer kopirte, und schaute ihr zu; und als gerade Niemand in dem Kabinet war, küßte sie die Wange der jungen Frau und dankte ihr für das kostbare Geschenk.

„Zeig' her, mein Liebchen," sagte Hortense, „paßt er?"

„Ich konnte ihn nicht an der Hand behalten, er drückte," und sie hielt zum Beweise den stark gerötheten Finger hin.

„Ich werde ihn ändern lassen," nickte die junge Frau.

Und da eben wieder eine Schaar Eng- [illegible] eintrat, deren neumodische [illegible]röcke und riesenhafte Hüte mehr Platz in Anspruch nahmen, als für die Malerin angenehm sein konnte, verließ Lucie ihre Freundin und ging zur verabredeten Stelle.

In dem kleinen, feierlichen Raume der sixtinischen Madonna war es wunderbarer Weise kirchenstill und leer heute; nur ein einziger Herr saß auf dem rothen Sammetpolster, in die Andacht des Schauens versunken.

Lucie nahm, ohne nach ihm hinzusehen, ihren Platz ein und richtete die Blicke auf das Bild. Sie hatte sich sehr verändert! Das naive Mädchen aus dem einsamen Forsthause war eine vollendete Dame geworden neben Hortense; das Gesicht unter dem barettartigen Strohhütchen erschien schmäler; das frische Roth der Wangen war zu einem feinen Rosa gedämpft; die braunen Augen schienen größer geworden, aber sie sahen nicht mehr so fragend und staunend in die Welt; es lag ein Ausdruck von stiller Sehnsucht in ihnen. Sie trug ein dunkles, einfaches, aber vorzüglich sitzendes Kostüm; Handschuhe und Stiefel tadellos, und in der Hand hielt sie einen Sonnenschirm mit Elfenbeinstock, den ihr Hortense in dem Bazar zu Florenz gekauft hatte.

Der Herr neben ihr im grauen Touristenanzug, über welchem er den Feldstecher am Riemen trug, den Strohhut in der Hand, wandte ihr erst jetzt sein von einem blonden Backenbart umrahmtes Gesicht zu, und aufstehend rief er erfreut:

„Sie, mein Fräulein? Und da sitze ich schon eine ganze Weile neben Ihnen, ohne eine Ahnung davon! Rechnen Sie die Schuld der gebenedeiten Jungfrau zu und verzeihen Sie meine Nachlässigkeit!"

„Mein Gott, auch hier?" dachte sie.

Er stand noch immer vor ihr. „Wann kamen die Damen nach München?" fragte er.

„Wir besannen uns anders und gingen an die italienischen Seen. Seit vier Wochen sind wir hier."

Er lachte belustigt und hob drohend den Finger. „Das heißt auf militärisch: den Feind düpiren!" —

Hinter aller Freundlichkeit dieser blitzenden, blauen Augen sah er aber doch etwas Ernstes hervor. „Was ich will, setze ich durch," meinte Lucie darin zu lesen.—„Wie lange will Frau von Löwen hier bleiben?"

„Es ist ganz unbestimmt," erwiderte sie aufstehend, und mit einer leichten Verbeugung wandte sie sich dem Ausgange zu. Im nächsten Saal kam ihr Hortense heiter entgegen; sie wickelte eben die Leinwandschürze zusammen.

„Komm," sagte sie, „ich freue mich auf die Spazierfahrt!"

Arm in Arm schritten sie die breite Treppe hinab; da fühlte Lucie, wie die Hand der jungen Frau zuckte, und als sie ihr in das Gesicht sah, war es fahl geworden. Ihnen entgegen kam ein hochgewachsener Herr; er trug einen bräunlichen eleganten Sommeranzug, hatte dunkle Augen und Haar und war trotz seines Civils unschwer als Militär zu erkennen. Auf dem breiten Absatz der Treppe trafen sie zusammen; Lucie sah, wie er mit tiefer Verbeugung zur Seite trat, und wie die Röthe der Verlegenheit sein Gesicht färbte.

Hortense schien den Gruß nicht zu bemerken; sie hatte den Kopf nach der anderen Seite gewandt. Unten trat sie hastig zur Garderobe und nahm die leichte Jacke über den Arm. „Komm!" sagte sie zu Lucie und versuchte während des Gehens vergeblich ihre Handschuhe über die zitternden Finger zu streifen.

„Was ist Dir, Hortense?" fragte Lucie besorgt, „wer war der Herr?"

„Wilken!" klang es tonlos.

Lucie faßte unwillkürlich unter den Arm der jungen Frau; so schritten sie über den Platz dem Hotel zu.

„Der Wagen wartet, gnädige Frau," redete der Portier Hortense an.

„Ich fahre nicht," sagte sie, „bezahlen Sie den Kutscher und schicken Sie ihn fort — oder — vielleicht willst Du fahren, Lucie?"

Das Mädchen sah sie vorwurfsvoll an.

„Ich bleibe bei Dir."

Im Salon warf Hortense ihre Sachen auf den Tisch und setzte sich in eine Sofa-Ecke.

„Meine arme Hortense!" sagte Lucie weich. Die junge Frau winkte hastig mit der Hand, zu schweigen.

Lucie brannte der Boden unter den Füßen; wenn sie die Macht hätte, so müßte Hortense jetzt gleich die Koffer packen und mit ihr reisen, sei es auch nach Wien—nur fort!"

Jetzt klopfte es und gleich darauf trat der Kellner ein; er brachte eine Visitenkarte.

„Der Herr wünscht den Damen seine Aufwartung zu machen."

Lucie sah unsicher zu Hortense hinüber.

„Nimmst Du Besuch an?" fragte sie.

Die junge Frau erblaßte.

„Wer?" stieß sie hervor.

„Waldemar Weber, unsere Reisebekanntschaft aus Venedig."

Sie sank zurück.

„Ich bedauere sehr," sagte sie.

Der Kellner verschwand.

„Ich wollte es Dir vorhin schon erzählen, Hortense," begann Lucie; „er ist wirklich wieder da, ich traf ihn vor der Sixtina; er schien ärgerlich, daß wir ihn auf falsche Fährte gebracht hatten; Gott weiß, wie er unsere Spur nun doch entdeckt hat!"

Hortense antwortete nicht. Da kam Lucie herüber zu ihr, kniete vor ihr nieder und sah ihr in's Gesicht.

„Nun will ich Dich bitten, Hortense, laß uns doch nach Wien reisen, aber bald — ja?"

„Warum?"

„Weil Dir Dresden verleidet sein muß, armes Herz!"

„Daß ich nicht wüßte," sprach die junge Frau mühsam und stand auf. „Ich — ich bleibe hier!" Sie ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, sie suchte mit aller Gewalt Herr über sich zu werden. Dann nahm sie die Karte von Weber empor.

„Narr!" sagte sie und warf sie wieder hin.

„Dort steht auch der Name seines Gutes, den wir immer nicht verstehen konnten," bemerkte Lucie, „Schloß Woltersdorf, Thüringen."

Hortense horchte flüchtig auf.

„Woltersdorf? Ach ja, es muß in der Gothaer Gegend sein. Vor einigen Jahren war es zu verkaufen; ich glaube, die Grafen P., die es seit zwei Jahrhunderten besaßen, wurden bankerott. Papa wollte mich bereden, es zu kaufen; ich war damals auch sehr entzückt von der Besitzung: die reinste Rokokoträumerei, die Du Dir denken kannst. Dann vergaß ich die Sache, und später hörte ich, daß ein Frankfurter Großkaufmann es an sich gebracht hat. Der wird der bewußte Waldemar Weber wohl sein."

Lucie, die glücklich war, daß die junge Frau überhaupt wieder sprach, umarmte sie herzlich.

„Hortense," sagte sie neckend, „dieser Waldemar Weber ängstigt mich. Weißt Du, er ist bodenlos verliebt in die Idee, Dich zu seiner Schloßherrin zu machen."

Hortense lachte wirklich ein wenig.

„Mich? Wenn er Dich nur nicht meint! Gleichviel, dann müßte er uns Beide nehmen, und da das nicht geht, so lassen wir ihn allein ziehen."

Sie fuhr sich schon wieder mit der einen Hand an die Schläfe und drängte mit der anderen das Mädchen zurück.

„Laß mich! Laß mich, ich habe Kopfschmerzen!"

„Lege Dich nieder, Hortense," bat Lucie.

Sie schüttelte den Kopf und nahm dem eben wieder eintretenden Kellner zwei Theaterbillets ab.

„Wir wollen heute hier oben speisen," sagte sie zu dem hellblonden tadellos frisirten jungen Menschen.

„Sehr wohl!"

Er verschwand, um nach wenigen Minuten zurückzukehren mit einem riesigen Präsentirbrett voll Porzellan, das er mit wahrhaft nachlässiger Grazie auf der Hand balancirte.

Hortense stand während des Tischdeckens still am Fenster: plötzlich wandte sie sich um:

„Wohnt ein Herr Rittmeister von Wilken hier im Hotel?" fragte sie.

Die Nase des Hellblonden fuhr in die Luft, und seine Augen schlossen sich halb.

„Wilken? Wilken?" sagte er, als müsse er sich besinnen. „Rittmeister von Wilken — ganz recht, gnädige Frau; er logirt hier, eine Treppe höher, Nummer 29."

Er ging nochmal um den Tisch, rückte die Stühle, zupfte am Tischtuch und verschwand mit der Versicherung, daß er sofort die Suppe auftragen werde.

Hortense stand regungslos; sie kam auch nicht früher an den Tisch, bis der Kellner die Suppe servirt hatte und verschwunden war. Sie saß bleich und still vor ihrem Teller und rührte die Speisen nicht an.

„Iß doch, Hortense," bat Lucie.

Sie schüttelte den Kopf und betrachtete die beiden Theaterbillets, die neben ihrem Teller lagen.

„Wollen wir nicht lieber daheim bleiben heute?" fragte das junge Mädchen.

„Nein!" war die kurze Antwort.

Das Essen verlief schweigend. Das Dessert blieb gänzlich unberührt. Hortense schlug jetzt die am Morgen versäumte Spazierfahrt vor, und bald saßen sie stumm neben einander im Wagen, der sie durch die Alleen des „Großen Garten" führte. Es fiel Lucie auf, daß Hortense ein eleganteres Kostüm angelegt hatte als sonst, und bei der Hinfahrt vor einem Magazin in der Prager Straße halten ließ, ausstieg und mit einem dunkelrothen Sonnenschirm wieder zurückkam.

„Das Neueste," sagte sie lächelnd zu dem jungen Mädchen, ihre Errungenschaft sofort gegen die leuchtende Frühjahrssonne benutzend. „Gefällt er Dir?"

„Nein," erklärte Lucie, „ich liebe nicht die grellen Farben."

„Ich auch nicht, erwiderte die junge Frau, deren blasses Gesicht, im Widerschein des Schirmes von rosigem Schimmer überflogen, völlig verändert aussah. „Ich auch nicht, aber —" und sie hielt den Schirm über Lucie, „er erfüllt seinen Zweck, wie ich sehe."

Als sie in das Hotel zurückgekehrt waren, beeilten sie sich, Toilette für das Theater zu machen. Lucie war sehr bald fertig; sie kam herüber in das Schlafzimmer der Freundin, um ihr, wie sie es so gern that, behilflich zu sein.

Hortense stand in einem schwarzen Spitzenkleide vor dem großen Spiegel, auf einem Tischchen neben ihr lagen mehrere Kartons mit Blumen und Federn; sie hatte eben einen Schmetterling aus Goldfiligran mit bunten Steinchen besetzt ins Haar gesteckt; nun nestelte sie ihn ärgerlich ab und warf ihn auf den Tisch.

„Es ist heute so ein Tag, wo nichts gerathen will," murmelte sie.

„Warum nimmst Du nicht die frischen gelben Rosen?" fragte Lucie, „sie kleiden Dich so gut."

„Weil ich nicht will! — Ich bitte Dich sieh' mir nicht so zu; es macht mich nervös!"

Lucie ging schweigend hinaus und wartete im Salon. Sie hörte, wie Kästen zur Erde fielen und Hortensens Fuß heftig den Boden trat. Endlich kam die junge Frau; sie trug einen Touffe von blaßblauen Straußfedern im Haar und einen Schmuck von Türkisen und Perlen. Schweigend verließen sie das Zimmer und stiegen die Treppe hinab.

Durch das erleuchtete Vestibul ging eben ein Kellner mit einem prachtvollen Tafelaufsatz aus frischen Blumen und verschwand hinter der Thür des kleinen Speisesaales. Hortense hatte wie zerstreut danach hingesehen. „Hier wird ein Fest gefeiert," sagte sie, als sei sie froh, einen harmlosen Anknüpfungspunkt zu finden.

„Herr Rittmeister von Wilken gibt nach dem Theater seinen Schwiegereltern, dem Fräulein Braut und einigen Verwandten ein kleines Souper," erklärte dienstbeflissen der Oberkellner, der jetzt vorüberschritt.

Hortense neigte dankend den Kopf und trat in die leichte Dämmerung des Frühlingsabends hinaus.

„Wir werden zu spät kommen, Lucie", sagte sie völlig ruhig, „eilen wir ein wenig!"

Sie kamen in der That kurz vor Beginn der Ouvertüre; das Haus war voll besetzt; eine fremde Stimme gab die Susanna im „Figaro."

Sie traten in eine Loge des ersten Ranges; an der Thür stand, sich verbeugend, ein Herr, als hätte er ihrer gewartet—Waldemar Weber.

Frau von Löwen schritt an ihm vorüber, sie schien ihn nicht bemerkt zu haben; nachdem aber Lucie neben ihr Platz genommen, ließ er sich in dem nächsten Fauteuil nieder mit einem so unbefangenen Ausdruck in den energischen Zügen, als komme ihm dieser Platz von Gottes- und Rechtswegen zu, als sei er der einzige richtige für ihn in dem großen Raum. Lucie achtete kaum auf ihn; sie musterte mit heißer Angst die Logen des ersten Ranges, dann fuhr es ihr schreckhaft durch die Glieder: dort drüben, dicht neben der königlichen Loge, saß Wilken in Uniform zwischen einer stattlichen alten Dame und einem jungen Mädchen im Rosakleide, das noch den blonden Zopf lang über den Rücken herunter hängen ließ und mit lächelndem Antlitz ihm zuhörte. Hinter ihm ein alter Herr in Civil und zwei junge Offiziere.

Bang wandte sich Lucie zu Hortense, und just in diesem Moment kehrten die Blicke der jungen Frau von dem nämlichen Bilde zurück; die großen grauen Augen hatten einen todestraurigen Ausdruck in diesem unbewachten Augenblick. Unwillkürlich faßte Lucie nach der schmalen Hand, die ihr unwillig entzogen wurde.

Hortense saß ruhig in ihrem Fauteuil und sah scheinbar mit größtem Interesse auf die Bühne, wo eben Susanna den Hut vor dem Spiegel aufprobirte und Figaro das Zimmer ausmaß.

Lucie sah und hörte Alles wie im Traume; sie wußte, neben ihr litt Hortense tausend Qualen; erleichtert athmete sie auf, als der Akt vorüber war. Die Logen wurden leer. Alles drängte in die Foyers. Auch Hortense erhob sich. Sie gingen langsam zwischen den plaudernden, lachenden Menschen dahin, dann strebte die junge Frau nach dem Büffet.

„Mich dürstet," sagte sie.

In dem prächtig säulengetragenen Raum befanden sich wenig Menschen; nur einzelne Gruppen standen vor dem zierlichen Kredenztisch oder saßen auf den Sophas an der Marmorbalustrade. Auch Hortense setzte sich wie ermüdet.

Als Lucie ein Glas Selters verlangte, sagte eine Stimme neben ihr:

„Bemühen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein, ich halte das Verlangte bereits in der Hand."

Waldemar Weber bot ihr ein Glas des perlenden Wassers und wandte sich dann zu Frau von Löwen.

Lucie sah sich um und vergaß zu trinken; sie war überzeugt, Hortense würde unartig werden in ihrer heutigen Stimmung. Aber sie traute ihren Augen nicht — die junge Frau nahm lächelnd das Glas und wies neben sich auf das Sopha, und er nahm Platz neben ihr. Und nun wußte Lucie auch warum: gegenüber auf dem niedrigen Divan saß Wilken mit seiner Braut, die mit kindlichem Appetit eine Schaale Eis verzehrte und nicht bemerkte, wie die Blicke ihres Bräutigams auf der schönen Frau in dem duftigen schwarzen Kleide ruhten.

Hortense sah in diesem Momente wirklich reizend aus. Das Lächeln und Plaudern stand ihr gut, und wie sie den feinen Kopf etwas nach der Seite hielt und mit dem Fächer aus blauen und schwarzen Straußfedern spielte, blieb mehr als ein Blick an ihr hängen.

Aber der Kavalier paßte nicht zu der stolzen Erscheinung, meinte Lucie; er hat Etwas — ja, sie konnte es nicht definiren: am Anzug lag es nicht, auch nicht an der Figur, er war ein großer, stattlicher Mann — an der etwas spießbürgerlichen Art, wie er mit Frau von Löwen verkehrte, dachte Lucie endlich. Sie setzte das unberührte Glas auf das Tischchen und blickte in die zurückfluthende Menge; es hatte bereits zum Beginn des zweiten Aktes geläutet.

Auch Hortense erhob sich und schritt, die Fingerspitzen auf den Arm des Herrn Weber gelegt, dicht hinter dem Brautpaare einher. Sie hatte Lucie zu sich gewinkt und hielt deren Hand in der ihren. Lucie sah, wie ihre Augen bei dem lebhaften Sprechen unablässig auf den schlanken Officier vor ihr ruhten.

„Hortense," fragte das Mädchen, während sie ihre Plätze wieder einnahmen, „was soll das bedeuten?"

„Nichts," war die Antwort; „nach dem nächsten Akte gehen wir; ich bin todtmüde."

Sie kam wirklich wie eine völlig Erschöpfte in das Hotel und in den Salon zurück. Der Theetisch stand gedeckt, und die Kerzen brannten vor dem Spiegel.

Lucie half ihr die leichte Umhüllung abzulegen.

„Meine liebe Hortense," sagte sie herzlich und strich ihr die blasse Wange und beugte sich zu ihr nieder. „Komm, laß uns abreisen, Du wirst krank hier —"

Da fuhr die junge Frau empor, wie außer sich.

„Warum?" rief sie, „habe ich ein Verbrechen begangen? Muß ich mich verstecken? Wie kommst Du zu solchen Vorschlägen — was glaubst Du eigentlich von mir? Hast Du vielleicht Angst, daß ich — ich — noch einmal—?" Sie stockte.

„Nein, Hortense, ich habe keine Angst," sagte Lucie ruhig: „ich meinte es nur gut, denn ich sehe, wie Du leidest."

„Dann siehst Du Hirngespinnste, mein Kind," fuhr Hortense noch heftiger fort. „Zur Verzweiflung hast Du mich im Theater gebracht mit Deinen mitleidig ängstlichen Blicken! Als ob ich eine Irrsinnige, so hast Du mich behandelt; Du kompromittirst mich ja völlig! Ich muß Dich bitten, derartige unerwünschte Theilnahme künftig zu unterlassen."

Lucie stand wie ein Wachsbild vor der jungen Frau; es waren die ersten unfreundlichen Worte, die sie aus ihrem Munde hörte. Unfähig, ruhig zu bleiben, ging sie in ihr Zimmer und setzte sich an das offene Fenster.

Sie starrte hinaus wie im Traume; das Herz klopfte ihr vor bitterem Weh, vor maßloser Sehnsucht nach dem Frieden, den sie früher besessen. Sie sehnte sich nach den sanften Worten der Schwester, die ihre zweite Mutter gewesen; nach ihrem Stübchen, vor dessen Fenster die Linde rauschte, nach dem Daguerrotyp der verstorbenen Mutter und der birkenen Kommode.

„Ach, nur noch ein einziges Mal dort, nur einmal!" flüsterte sie.

Und dann wischte sie sich hastig über die Augen—unabweisbar wie jeden Tag drängte sich wieder ein kleines trautes Haus in ihre Erinnerung, von hohen Bäumen umstanden, von der Abendsonne vergoldet.

Aber sie wollte nicht daran denken, sie wollte nicht; etwas Anderes—rasch! — Dieser Herr Weber, was beabsichtigt er? Sie zwang ihre Gedanken zurück nach Venedig; da war er ihnen im Hotel auf der Riva dei Schiavoni zum erstenmal entgegengetreten und von da ab ihnen unablässig gefolgt, nach Padua, nach Bologna. In Florenz, in der Galerie Pitti, hatte er bei Gelegenheit eines von Hortense verlorenen Fächers sie angesprochen, und war mit höflichem, aber sehr kurzem Dank abgefunden worden. In Rom aber war er plötzlich neben ihnen vor der Fontana Trevi wie ein Schatten aufgetaucht, um sie während der ganzen Woche nicht wieder aus den Augen zu lassen.

Er hatte sie auch einmal aus unangenehmer Lage befreit; als sie in ihrem Wagen beim Karneval in ein gar zu arges Getümmel geriethen, saß plötzlich eine breitschulterige Gestalt, das Gesicht hinter einer Drahtmaske verborgen, auf dem Rücksitz des Wagens und empfahl sich ehrerbietigst, als sie im Hotel anlangten.

Und so war er ihnen auch fernerhin gefolgt auf der ganzen Reise, bis man ihn durch Kriegslist auf eine andere Spur geführt. Und jetzt hatte er sie doch gefunden, und Hortense zeigte sich liebenswürdig gegen ihn —.

Lucie war in diesem Augenblick brennend eifersüchtig auf den großen Thüringer.

Dann mußte sie lächeln. Hortense hatte ihn heute Abend offenbar als Maske benutzt, hinter der sie ihr Leid verbarg.

„Arme Hortense!" Sie erhob sich und ging zur Thür hinüber. „Sie ist unglücklich," dachte sie, „und Du bist von ihr gegangen wegen eines unfreundlichen Wortes, das ihr der Schmerz erpreßte."

Hortense stand jetzt am Fenster und sah auf den Platz hinab; sie wandte sich auch nicht, als Lucie eintrat. Auf dem Tische brannte die Lampe, und daneben lag ein Brief. Lucie erkannte die grauen, billigen Kouverts, die man im Hause der Schwester zu benutzen pflegte.

„Briefe?" fragte sie, „heute Abend noch? Ich habe ihn vorhin wohl übersehen," fügte sie hinzu, als keine Antwort kam. Sie ergriff das Schreiben, es war die Hand ihres Schwagers. Ein rasches ängstliches Herzklopfen stellte sich ein — was mochte geschehen sein, daß er schrieb? Sie riß den Umschlag auf — gottlob, es waren der Schwester Schriftzüge, aber mit Bleistift geschrieben und nicht halb so zierlich wie sonst. Lucie setzte sich auf den nächsten Stuhl, zog die Lampe näher und las:

„Meine kleine gute Lucie!

Nun wirst Du wohl schon eine ganze Weile in Dresden sein und hast meinen versprochenen Brief, der Dich dort erwarten sollte, vielleicht nicht einmal vermißt. Oder doch? — Von Dir hatte ich recht lange keine Nachricht, Du hältst ordentlich Kerbholz, Lucie. Wenn Du gewußt, wie ich mich nach ein paar Worten von Dir gesehnt habe auf meinem Krankenlager, Du hättest sicher geschrieben, das weiß ich. Georg wollte Dir, als es am schlimmsten war, telegraphiren, aber ich habe es nicht erlaubt, Du solltest Dich nicht ängstigen, und die weite Reise allein und in so großer Herzensangst wollte ich Dich nicht machen lassen.

Nun geht es mir ja wieder besser; der Husten ist nicht mehr so quälend und meine Brust ist freier; ich habe wieder Vertrauen in die Zukunft. Der Sommer ist vor der Thür, und ich sehe meinen Mann und die Kinder wieder an, ohne daß mir Thränen die Augen trüben. Mein armer Mann, Lucie, er war ganz verzweifelt! Du kennst ihn ja, er ist nicht von langer Geduld. Und als unser guter Doktor Feldner nach seiner Meinung nicht rasch genug Besserung schaffte, reiste er eines Tages nach Hohenberg und brachte mir Doktor Adler ans Bett. Mich regte dies Wiedersehen furchtbar auf, Lucie, ich mußte bitterlich weinen; ich meinte, ich solle ihm abbitten in Deinem Namen. Aber er war so ruhig und theilnehmend und rührte nicht an die Vergangenheit.

Nun ist er schon öfter gekommen; ich habe ja auch das meiste Vertrauen zu ihm. Das letzte Mal, das er mich besuchte, lag gerade Dein Brief aus Pallanza auf meinem Bette. Er war da mit einem Male ganz blaß. Ach, Lucie, warum mußte es so kommen? Die Sorge um Dich hat mir schwere Stunden gebracht! Wenn ich so still in meiner Stube lag, die Kinder draußen umhersprangen und Georg im Dienste war, dann hatte ich so recht Zeit, mich zu grämen. Ich denke immer, es wär' Deine Pflicht gewesen, Dich mit ihm einzuleben. Dich in ihm zu finden; Du gabst ihm doch Dein Wort. Ich gönne Dir von ganzem Herzen all das Schöne, von dem Du so begeistert schreibst, aber ich meine, Du hast Deinen Freudenthron auf den Trümmern Deines wahren Glückes erbaut! Du schreibst mir, die Freundschaft habe ihre großen unbestrittenen Rechte, sei so heilig und unantastbar wie das Band, das Eltern und Geschwister und Ehegatten verknüpft. Es mag sein, ich kann mich da nicht hinein denken. Der liebe Gott erhalte Dir diese Freundschaft und bewahre Dich vor Enttäuschungen! Werde ich Dich bald einmal sehen? Könntest Du Deine Hortense nicht auf ein paar Tage verlassen, um wieder einmal an meinem Bette zu sitzen? Die Kinder sprechen so viel von Dir, und wie schön konntest Du erzählen! Komm doch Lucie!

Ich will nun schließen, ich bin recht matt. Einen treuen Gruß von Deiner Schwester Mathilde."

Das Mädchen saß ganz still, als sie geendet; dann heftete sie ihre großen trostlosen Augen auf Hortense.

„Ich muß fort!" sagte sie halblaut.

Die junge Frau kam vom Fenster zurück und trat an den Tisch.

„Wie?" fragte sie.

„Ich muß fort, Mathilde ist krank. Morgen, am liebsten heute noch!"

Sie stand auf und preßte den Brief in der Hand zusammen; dann ging sie mit langsamem Schritt in ihr Schlafzimmer und setzte sich auf den Bettrand.

„Schlecht bin ich gewesen, schlecht und pflichtvergessen!" sagte sie laut, und das weiße schmale Gesicht der Kranken und ihr einsames Zimmer tauchten vor ihr auf. Wer würde bei ihr sein? Ab und zu der Schwager, der nach kurzer Zeit wieder geht, „weil er ja doch nicht helfen kann" — die alte Dienstmagd, wenn sie gerade Zeit hat; die kleinen Mädchen schleppen wohl auch einmal ein Sträußchen Waldblumen herein und geben der fiebernden Mutter zu trinken, aber sonst — — sie schlug die Hände vor das Gesicht — sonst lag sie geduldig, wie es ihre Art war, und allein, und Niemand hörte ihr Husten und ihr banges Athmen.

Es schüttelte sie wie im Fieber; sie kannte den Husten und die Rosen auf den Wangen der schlanken Frau; schon lange hatte man gefürchtet für sie. Wäre es denn möglich? Und so rasch, so rasch? Nein, es konnte, es durfte nicht sein! — Sie sprang empor, zündete Licht an und holte den kleinen Reisekoffer aus einem Winkel hervor. Sie hatte keinen anderen Gedanken als den: Fort! Zu ihr, die sie gehegt und gepflegt wie ihr eigenes Kind!

Da ging die Thür auf und Hortense kam herein. „Was willst Du thun?" fragte sie unsicher.

„Zu Mathilde! Ich sagte Dir ja, Mathilde ist krank."

„Ist es denn so schlimm?"

„Ich fürchte es."

„Du willst mich allein lassen — hier — jetzt?"

„Geh' zu Deinem Großvater so lange, Hortense; was thust Du hier? Es ist —"

„Nein! Und tausendmal nein!" rief die junge Frau außer sich; „ich gehe nicht!"

Lucie packte eben ein Morgenkleid in die Tasche. Sie hielt inne und sah erschreckt in das blasse Gesicht der Freundin. Hortense wich dem Blick aus und wandte ihr langsam den Rücken, als wollte sie gehen.

„Sei nicht so furchtbar hart!" rief Lucie ihr nach.

Hortense kam zurück.

„Lucie," sagte sie und kniete vor ihr nieder, „in einigen Tagen heirathet Wilken, hier in Dresden; in diesem Hotel feiert er seine Hochzeit — Du kannst mich nicht allein lassen, Du kannst nicht?" Sie hatte das Gesicht in den Schooß des Mädchens geborgen, ihr ganzer Körper bebte. „Du weißt ja nicht," murmelte sie, Du weißt ja nicht, wie es aussieht in mir!"

„Komm' mit, Hortense," sagte Lucie ergriffen, beugte sich zu ihr hernieder und streichelte ihr Haar; „wir haben ein hübsches Logirstübchen in der Oberförsterei; es ist so still und heimlich dort— das wird Dir gut thun! Du kannst, Du darfst nicht hier bleiben!"

Hortense sprang empor.

„Ich gehe nicht! Willst Du mich denn gar nicht verstehen?" rief sie außer sich. „So geh, Du und laß mich allein in diesen schwersten Tagen meines Lebens; mag werden was da will!"

„Halt' ein, Hortense!" schrie das Mädchen angstvoll, „ich bleibe bei Dir!"

Ihr war so bange. Sie kannte dieses Zucken der Lippen, diese große verstörten Augen; sie meinte auf einmal den süßen schrecklichen Geruch von Chloroform zu spüren. Und wieder kam Hortense zu ihr zurück und hing an ihrem Halse.

„Du konntest auch nicht fort, Lucie, Du konntest nicht!" rief sie. Und als das Mädchen schwieg, sprach sie hastig weiter, sie auf ihren Schooß ziehend: „Wie, wenn Du nun verheirathet wärst? Du hättest vielleicht ein krankes Kind — dann könntest Du doch auch nicht zu Deiner Schwester, und wäre die Gefahr noch viel tausendmal größer. Denke, ich wäre Dein Kind, Lucie! Sieh' doch nicht so an mir vorüber, wir stehen uns doch am nächsten in der Welt; Du weißt es ja. Und ist nicht ein seelisches Leiden genau so traurig, so schwer wie die Krankheit des Körpers? Und in der Krise wolltest Du mich verlassen?"

Es klang so ergreifend.

Lucie schmiegte ihren Kopf an die Schulter der jungen Frau.

„Vergib mir," weinte sie, „und versprich mir —"

„In acht Tagen reisen wir, Liebling, ich verspreche es Dir! Ich selbst bringe Dich zu Deiner Schwester." Sie küßte das Mädchen auf die Stirn. „Mein guter Engel!" sagte sie dabei.

Sie schliefen Beide nicht in dieser Nacht; blaß und verwacht fanden sie sich am anderen Morgen beim Frühstück. Lucie schrieb dann an ihre Schwester, aber es wurde nicht so, wie sie wollte, denn wenn sie ihrer Angst Ausdruck gab, so fragte sie sich: Und Du sitzest noch hier?"

Sie zwang sich ruhiger zu scheinen, aber in Wirklichkeit preßte die Sorge ihr fast das Herz ab. Als der Brief fertig, da war er ein sonderbares Schriftstück geworden; es klang wie lauter Phrase.

Nur am Schluß stand:

„So Gott will, bin ich in acht Tagen bei Dir."

Hortense begann ein wunderliches Treiben, sie schien von einem wahren Vergnügungstaumel erfaßt zu sein. Spazierfahrten, Theater, Besuche folgten sich ohne Unterbrechung. Es war eine Pensionsfreundin in Dresden verheirathet an einen Offizier, eine andere an einen Rittergutsbesitzer der Umgegend, und — was sie früher weit von sich gewiesen, so ängstlich vermieden hatte — jetzt suchte Hortense die Damen auf.

Sie fuhr bei ihnen vor; unter Scherz und Lachen wurde ein Diner auf der Terasse verabredet, eine Wasserfahrt nach Pillnitz. Und Abends nach dem Theater saßen sie mit der heiteren Gesellschaft im Saale des Hotels; Hortense hatte sie eingeladen. Sie lachte und plauderte und schien die Heiterste von Allen.

Waldemar Weber war auch mit in das lustige Treiben hineingerathen. Lucie wußte nicht, hatte ihn Hortense ermuthigt, oder hatte er sich selbstständig dazu gefunden; genug, er war mit dabei und saß so ruhig auf seinem Stuhl und sprach mit seiner tiefen Stimme, die sich schon beim ersten Klange Geltung zu verschaffen wußte, mit den Herren von Jagd und Pferdezucht, mit den Damen von zierlichen Nippsachen, die in einer Thüringer Porcellanfabrik angefertigt würden, und von denen er ihnen Proben versprach für ihre Nipptische.

Lucie saß still dabei. Sie fragte sich, was Hortense wolle. Und sie fand keine Antwort.

An Wilkens Polterabend blieb Hortense zu Hause; sie hatte eine Partie nach der Bastei abgelehnt unter dem Vorwand, daß sie Kopfweh habe. Sie lag in der That mit geschlossenen Augen und blassem Gesicht auf dem Sofa des verdunkelten Zimmers.

„Hortense," sagte Lucie mitleidig und streichelte ihre bleichen Wangen; „wenn ich nur wüßte, warum Du Dich so wesentlich krank machst?"

Hortense faßte die weiche Mädchenhand, aber sie antwortete nicht.

Lucie war heute von einer eigenthümlichen Angst erfüllt; sie ging im Laufe des Tages wohl drei- bis viermal hinunter und fragte den Porter nach Briefen. Er hatte nie etwas. Ob dieses Schweigen ein gutes oder böses Zeichen sei, überlegte sie, als sie zum fünften male vergeblich nachgeforscht hatte. Sie stand mit besorgter Miene im Vestibul; an ihr vorüber schleppten Gärtnerburschen riesige Lorbeer- und Myrthenbäume in den Saal, dessen Thüren weit offen standen. Im Hintergrunde schimmerte ein purpurrother Vorhang, an dem der Tapezirer noch beschäftigt war, und auf der improvisirten Bühne stand ein Herr mit weißem Schnurrbart und verhandelte mit dem Wirth.

Die Treppe herunter kam Wilken am Arm einer schönen, alten Dame in Straßentoilette, deren Züge den seinen glichen. Im Vorbeigehen hörte Lucie, wie er „Mutter" zu ihr sagte. Ein unendliches Mitleid ergriff sie; sie flog die Treppe hinan und zu Hortense, welcher sie weinend um den Hals fiel.

Der Tag verging. Gegen Abend erhob sich die junge Frau; es war doch noch ein Brief gekommen, aber von Mademoiselle. Ein kleiner Brief mit Wappensiegel und ausländischer Marke war eingelegt. „Von meinem Vater," sagte Hortense, und schob ihn zurück. Sie überflog das französische Gekritzel der Mademoiselle.

„Es ist Alles beim Alten, sie spielen Schach und die Pferde sind gesund," sprach sie und begann den andern Brief ungelesen mit einer Scheere in tausend kleine Stücke zu zerschneiden.

Lucie blickte sinnend hinaus auf den schönen Platz, der im Duft der Abendsonne vor ihr lag. Die zahlreichen Statuen der Hofkirche waren wie in rothes Gold getaucht. Ueber den durchbrochenen Thürmen der evangelischen Kirche, die sich wie Spitzengrund von dem stahlblauen Himmel abhob, stand scharf die Mondsichel. Im Theater brannten die Lampen, und die letzten Besucher schritten eiligst den Portalen zu. Die Luft war erfüllt von dem Duft, den der Westwind aus Gärten und Anlagen herübertrug.

Nun rasselte eine elegante Equipage über das Pflaster; Lucie sah hinunter, als der Wagen vor dem Portal hielt. Wilken in Uniform half seiner Braut beim Aussteigen, die Eltern folgten. Das junge Mädchen im rosa Seidenkleide trug ihre blonden Zöpfe heute aufgesteckt und hielt ein Rosenbouquet in der Hand. Lucie schreckte empor, Hortense hatte plötzlich neben ihr gestanden.

„Soll ich Dir vorlesen?" fragte sie, „ich sehe eben die Tauben über der Hofkirche in den Abendhimmel flattern, ich mußte an Venedig denken. Weißt Du noch, wie wir dort den „Kaufmann von Venedig" lasen?"

In diesem Moment klopfte es; der Kellner meldete Herrn Weber.

Hortense nickte bejahend.

„Ich hatte gar nicht erwartet, daß ich Gnade finden würde vor Ihren Augen," sagte er scherzend zu Hortense; „ich hörte mit Bedauern, Sie seien krank, gnädige Frau, und wollte mich bei Fräulein Walter nach Ihrem Befinden erkundigen. Ich danke herzlich," sagte er, den Sessel ablehnend, den die junge Frau ihm bot, „ich will durchaus nicht stören; ich sehe, daß Sie noch leiden, Sie sind blaß. Ich beklage nur lebhaft, daß dieses Zauberfest da unten Ihnen die Nachtruhe stören wird. Es ist unglaublich, daß Leute, die eine so schöne Wohnung besitzen, wie der alte Herr von Norbert, im Hotel Familienfeste feiern."

Hortense, die sich wieder in den Fauteuil gesetzt hatte, fragte:

„Kennen Sie die Herrschaften?"

„Flüchtig; sie haben ein Gut in der Nähe meiner Besitzung. Ich bin im Klub mit ihm zusammengetroffen und auch einmal im landwirthschaftlichen Verein. Er ist ein wunderlicher Heiliger, aber ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle; alle Achtung vor seinen Lebensanschauungen. Die Damen kenne ich freilich gar nicht," fügte er hinzu, „ich weiß nur, daß Marie von Norbert als ein wohlerzogenes gutes Kind gerühmt wird. Aber, verzeihen Sie, gnädige Frau, Sie sehen wirklich krank aus, wollen Sie nicht den Arzt —"

Hortense schüttelte den Kopf.

„Entschuldigen Sie mich für heute Abend —"

Er empfahl sich mit der besorgtesten Miene.

„Es ist eine schwüle Luft," sagte er leise zu dem jungen Mädchen, „ich meine, wir werden über Nacht ein Gewitter haben."

Hortense saß, den Kopf an das Polster gelehnt, ohne ein Wort zu sprechen. Es war still in dem Zimmer und so schwül. Dann schreckte sie empor; die ersten Laute des Brautliedes aus „Lohengrin" drangen weich und süß herauf.

„Ich glaube, in meiner Stube wird es ruhiger sein," sprach Lucie.

„Laß mich!"

Das Mädchen setzte sich stumm ihr gegenüber.

Die wundervollen Klänge wogten nun durch das Gemach, dann ward es still, und jetzt hob die Musik wieder an.

Ein Walzer! Jetzt hat er seine Braut im Arm und fliegt mit ihr durch den Saal, und diese Braut hat einen Vater, der ist ein Ehrenmann, dachte Lucie. Arme, arme Hortense.

„Eine Depesche für Fräulein Walter!" rief der Kellner, dessen Klopfen überhört worden war, und reichte Lucie das kleine, gefaltete Papier, dann zündete er eilig eine Kerze an und verschwand.

„An mich?" fragte das Mädchen tonlos.

Sie wußte, was es war, ohne daß sie gelesen. Die Hände, welche die Oblate öffneten, zitterten, und als sie hineingeschaut, stand sie still, das Haupt tief gesenkt, als habe sie der Schlag gerührt.

„Was ist denn?" fragte Hortense und kam herüber. Sie nahm das Papier aus der schlapp herabhängenden Hand. „Mathilde heute Mittag sanft entschlafen. Georg." las sie.

Sie wagte nicht, Lucie anzusehen; still legte sie das Blatt auf den Tisch. Die Musik unten war verstummt; man hörte nur das bange thränenlose Schluchzen des Mädchens. Dann raffte Lucie sich empor, eilte in ihr Zimmer und kam mit Hut und Mantel zurück.

Hortense faßte sie am Arm.

„Was willst Du thun?"

„Fort will ich!" war die Antwort.

„In dieser Nacht noch? Ich beschwöre Dich, Lucie, Du kannst nicht reisen, Du bist furchtbar erregt. Geh' erst morgen!"

Lucie band, ohne zu antworten, die Schleife ihres Regenmantels um die Taille.

„Sei doch vernünftig, Lucie. Du kannst ja nicht mehr helfen, Du kommst morgen noch früh genug, Du —" Aber sie schwieg betroffen, so zornig trat das Mädchen auf sie zu.

„Du!" kam es von den bebenden Lippen, „versuche es nicht noch einmal, mich von meiner Pflicht abzuhalten! Um ihr letztes Wort hast Du mich betrogen, Du —". Sie stockte, nach Athem ringend, und wandte sich um. Auf dem Tische lagen Handschuhe und Schleier; sie riß sie an sich und ging zur Thür hinüber.

Hortense stand unbeweglich auf der nämlichen Stelle.

„Lucie!" rief sie. Das Mädchen hielt ein und schaute zurück.

„Ich habe Angst um Dich, so allein," sprach Hortense.

Lucie sah sie an mit verstörten Augen. „Angst? Warum kommst Du nicht mit?"

„Weil — weil wir unser Ziel diese Nacht doch nicht erreichen würden; ich weiß es genau, der Zug hat keinen Anschluß. Morgen, Lucie — morgen, bleibe hier!"

Das Mädchen stand zögernd. Aber dann trat ein stilles, blasses Antlitz vor ihre Seele, das lag, als ob es schliefe.

„Ich muß fort!" sagte sie, „halte mich nicht, ich kann nicht bleiben!"

Und im nächsten Augenblick schlug die Thür hinter ihr zu.

Lucie wußte selbst kaum, wie sie auf den Bahnhof und in das Coupé kam, und wie die Nacht verging und die drei Stunden des Wartens auf der kleinen Station, wo sich die Bahnstrecke ihrer Heimath von der großen Linie trennte. Sie hatte nur einen Gedanken, den einer bitteren Reue; sie sah nur ein Bild vor sich: das waren die Augen Mathildens, wie sie in Thränen schwammen vor Sehnsucht nach der jungen Schwester, die da draußen in dem schönen, glänzenden Leben sie vergessen hatte.

Als der Zug endlich vor dem Perron stand, dämmerte eben der Morgen herauf. Fröstelnd stieg sie in das leere Coupé und starrte in den Dunst des trüben Junimorgens, der erst nach und nach einen lichteren Schein annahm. Sie kannte die Gegend, die sie durchfuhr, die umnebelten Berge dort hinten, die Ausläufer des Harzes, und die Dörfer, die noch im Morgenschlummer ruhten. — — —

In dem großen mit Hirschgeweihen geschmückten Hausflur, der im Sommer zugleich als Speisezimmer diente, war es mäuschenstill; nur die Schwarzwälder Uhr tickte an der Wand. Die Thür zu des Schwagers Stube war angelehnt, und daraus hervor drang jetzt eine Frauenstimme, die Lucie nicht kannte, tröstend, mahnend: „Um der vier Kinder willen, Vetter — die armen Würmer! Wer wird denn solche Gedanken haben! — Ja, das wäre wohl bequem, wenn Eins dem Andern gleich nachsterben könnte? — Versündigen Sie sich nicht, kommen Sie und essen Sie etwas!"

Lucie ging hinüber und öffnete die Thür. Sie that ein paar Schritte in die Stube hinein, dem Manne entgegen, der da wie gebrochen in der Ecke des Ledersofas saß, den Kopf in die Hand gestützt.

„Georg!" sagte sie und hielt sich am Tisch. Sie sah zum Erbarmen aus, die blassen Lippen konnten nicht weiter sprechen.

Er blickte auf und erhob sich.

„Du kommst zu spät, Lucie!"

Sie stand still, mit gefalteten Händen. Eine kleine dicke Frau in den fünfziger Jahren, mit schlichtem Scheitel, einer Stumpfnase und hellen, harten Augen, die über ihrem lila Katunkleide eine schwarze Schürze, schwarze Bänder an Haube und ein schwarzes Halstuch trug, trat zu ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unangenehmer Einwanderer.

Einer der gefährlichsten und verwegensten Einbrecher Englands, John Kelsey, alias Spanish Jack, der erst vor Kurzem aus dem Zuchthause entlassen wurde, befindet sich jetzt in den Ver. Staaten auf freiem Fuße. Kelsey hatte sich in London an Bord des Dampfers „Lydian Monarch" geschlichen, wo man ihn erst entdeckte, nachdem der Dampfer eine halbe Tagereise von dem Hafen von Havre entfernt war, woselbst das Schiff 160 Pferde an Bord genommen hatte.

Man faßte den „Freiberger" ab, und zwar in Capitän Huggetts Vorrathskammer, in welche er sich hineingeschlichen hatte, um sich Speise und Trank in bester Güte zu verschaffen. Zweimal in Eisen gelegt, gelang es ihm, sich immer wieder der Fesseln zu entledigen. Man sperrte ihn ein — er sprengte einfach die Thür und stahl in allen Theilen des Schiffes wie ein Rabe. Schließlich mußte Capt. Huggett zur Bewachung des Spitzbuben Tag und Nacht Wächter anstellen.

In New York wurde der gefährliche Kunde den Zollbehörden übergeben. Es wurden aus der Regierungskasse täglich \$20 zur Bewachung des Gefangenen ausgegeben, den man nach England zurück zu expediren beabsichtigte, um ihn dort wegen Einbruchs in die Vorrathskammer des Schiffscapitäns processiren zu lassen.

Allein plötzlich erklärte der Zolleinnehmer, daß er nichts mehr verausgaben könne für die Ueberwachung von „Spanish Jack", sondern daß er denselben jetzt dem Capitän überlassen müsse. Dieser aber hatte von vorneherein sehr wenig Lust dazu, den unbequemen Burschen wieder mit über den Ocean zu nehmen. Er fürchtete offenbar, daß der Spitzbube ihn weiter bestehlen oder ihm sonst große Unannehmlichkeiten verursachen könne, und so ließ er denn den englischen Zuchthäusler laufen. Jedenfalls wird der Strolch hier sein verbrecherisches Gewerbe nun wieder aufnehmen.

Hohe Absätze.

Die Mode ist eine grausame Tyrannin und ihre launische Herrschaft hat dem Menschengeschlecht schon manch schwere Last auferlegt. Trotzdem findet sie überall willigen Gehorsam und der Kampf gegen sie ist noch stets und allenthalben ein vergeblicher gewesen. Es nützt nichts, hinzuweisen auf das Unschöne, Unbequeme und Gesundheitsgefährliche mancher Tracht; weder Bustle und Cylinderhut, noch steife Halskragen und Glaçehandschuhe, noch auch Corsett und enge Lackstiefel werden durch die schwerwiegendsten Gründe und Beweise für ihre Zweckwidrigkeit und Häßlichkeit aus dem Felde geschlagen. Dies kann nur Eins fertig bringen, nämlich—eine neue Mode.

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie sich die Mode immer wiederholt. Die aufgebauschten Aermel, welche jetzt wieder modern sind, erinnern an die Zeit unserer Großeltern, der Reifrock ist wiederholt gekommen und verschwunden, die Form des Cylinderhutes hat unzählige Male gewechselt und sich wiederholt und die hohen Stöckelschuhe der Damen, wie sie jetzt getragen werden, haben schon vor Zeiten manchem jungen Mädchen Thränen erpreßt und manche Hofdame vor Schmerz unter der Schminke erblassen lassen. Nur der Bustle ist eine neue Erfindung; dies scheusälige Ding hat unser Jahrzehnt auf dem Gewissen.

Gegen die hohen Absätze ist wiederholt, leider aber immer vergeblich, geeifert worden. Erst vor Kurzem hat ein hervorragender Arzt ernste Mahnungen an die Frauenwelt, sich Schuhe zu kaufen, welche keine modernen Absätze haben, laut werden lassen. Was er sagt, ist so wahr und fast selbstverständlich, daß es jeder Frau einleuchten muß, und es mag hier, selbst wenn kaum eine Wirkung davon zu erwarten ist, auch eine Stelle finden. Hilft's nichts, so kann doch der Warner seine Hände in Unschuld waschen.

Der hohe Absatz, sagt jener Sachverständige, ist ein directer Angriff auf die Gesundheit und Schönheit der Frauen der wahrhaft unverzeihlich ist. Die Nachtheile, welche durch die gezwungene Haltung des Körpers, infolge der unnatürlich hohen Ferse, der Brust, dem Rückgrat und dem Becken zugefügt werden, sind größer, als man gewöhnlich annimmt. Die noch biegsamen Knochen des halbentwickelten Mädchens werden leicht auf die verschiedenste Weise verdreht und gekrümmt und die beständige Bewegung, welche nothwendig ist, um den Körper im natürlichen Gleichgewicht zu halten, kann nur allerlei Mißbildungen des Beckens hervorrufen. Eine so bedeutende Erhöhung der Fersen muß nothwendiger Weise die Füße verkrüppeln und krumme Beine erzeugen.

Hierzu kommt noch, daß durch jede Erhöhung der Ferse der Fuß nach vorne getrieben wird, wo die Zehen, unnatürlich zusammengedrängt, nicht den gehörigen Raum haben, sich auszubreiten.

Sonderbarer Irrsinn.

Vor beiläufig einem Jahre verheirathete sich Antonio Jimens, ein schmucker Merikaner, mit einer jungen Wittwe, Eliza Voldes mit Namen. Frau Voldes ist außergewöhnlich schön und hatte viele Anbeter. Indeß hatte sie, wie es schien, ihre ganze Liebe dem jungen Antonio zugewendet.

Die Trauung fand in San Antonio statt. Alles schwamm beim Hochzeitsmahl in Wonne, es wurde gesungen, getrunken, getanzt, geküßt, gespielt und so weiter.

Die Glücklichsten schienen die Neuvermählten zu sein.

Der junge Ehemann näherte sich beim Schlusse der Festlichkeit seiner von ihren Freundinnen umgebenen Frau und ersuchte dieselbe, ihm nunmehr nach seiner und ihrer neuen Heimath zu folgen. Da plötzlich brach die junge Wittwe, die neuverheirathete in Thränen aus, fiel ihrer alten Großmutter um den Hals und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Nachdem man sie endlich einigermaßen beruhigt hatte, erklärte sie, daß sie mit ihrem neuen Manne nicht zusammenleben könne und zwar aus folgendem Grunde:

Im Traume habe ihr ein höheres Wesen mitgetheilt, daß die Seele ihres verstorbenen Mannes in einem Puter sitze, der seit Jahren in ihrem Geflügelhofe sein Futter fand. Abergläubisch, wie alle Merikanerinnen, schenkte sie der „Vision" unbedingten Glauben und trennt sich seither nicht mehr von besagtem Puter. Sie nimmt ihn Nachts in ihr Schlafzimmer und ißt Tags mit ihm aus einer Schüssel; sie läßt das Thier nicht aus den Augen und wacht über dessen Wohlergehen mit ängstlicher Sorge. Und das Thier läuft hinter ihr her, wie ein Lamm; es frißt ihr aus der Hand und wird krank, wenn sich die Herrin von ihm trennt. Auch die Wittwe wird sofort unpäßlich, wenn das Thier den Kopf hängen läßt und ißt nicht, wenn der Puter sein Futter verschmäht.

So gehts seit einem Jahre. Die Aerzte wagen nicht, dem unglücklichen Zustand durch eine gewaltsame Trennung der jungfräulichen Wittwe von dem Hahn ein Ende zu machen, weil sie fürchten, daß dann Frau Valdez sterben würde. In der Ordnung wäre es offenbar, wenn sich ein Irrenarzt um die Frau kümmern würde.

— In Fiume ließ sich vor einigen Tagen der Kapitän eines eben eingetroffenen Schiffes an's Land rudern und spazierte dann in Begleitung eines großen schönen Hundes englischer Rasse auf dem Molo Adamich, wo es sehr lebhaft zuging. Zufälligerweise befand sich aber daselbst auch der Hundefänger, um nach Vorschrift auf die vierfüßigen nicht mit Maulkorb und Marke versehenen Spaziergänger Jagd zu machen. Den Hund des Kapitäns sehen und ihm eine Schlinge um den Hals werfen, war das Werk eines Augenblicks. Das starke Thier wehrte sich aus Leibeskräften gegen den Angriff, während der Kapitän sich das ihm ungewohnte Schauspiel mit großer Gemüthsruhe ansah. Endlich schien es ihm des grausamen Spiels genug zu sein. Er schleuderte seinen Spazierstock in das Meer und rief zugleich seinem Hunde zu. Ungestüm warf sich das Thier in die Wellen, den armen Hundefänger unwiederstehlich mit sich reißend. Den um Hilfe Rufenden an der Leine durch die Fluth bugsirend, erreichte der Hund den Stock, faßte ihn mit den Zähnen und schwamm wieder dem Ufer zu, der unfreiwillige Taucher pustend und Wasser schluckend hinter ihm. Nun hatte aber auch er genug, ließ den Hund fahren und stieg an's Land, froh, wieder im Trocknen zu sein. Der Kapitän mit seinem Hunde aber fuhr, lachend über den pudelnassen armen Teufel, wieder zu seinem Schiffe zurück.

— Ein Selbstmord aus Scherz — das ist ein in der Unfall- und Selbstmord-Chronik Berlins bisher wohl noch nicht verzeichnetes Ereigniß. Ein Berliner Berichterstatter meldet hierüber: „Einen eigenthümlichen „Scherz" führte der in der Schultheiß'schen Brauerei beschäftigte Brauergeselle Carl M. aus. Derselbe befand sich mit einem Kameraden in einer Remise der Brauerei und erklärte im Gespräch, das Aufhängen sei nicht so schwierig; er wolle seinem Freunde die Manipulation dieser Selbstmordart zeigen. Lachend entgegnete derselbe, daß er dem M. gar nicht so viel Muth zutraue. Hierauf nahm M. einen Strick, legte sich kunstgerecht eine Schlinge um den Hals, trat auf ein Bierfaß und, sich an einem Haken aufhängend, stieß er mit dem Fuße das vor ihm stehende Faß weg. Allen Versuchen des zu Tode erschrockenen Kameraden, ihn von dem Strick zu befreien, setzte der Selbstmörder aus Scherz zuerst energischen Widerstand entgegen; als aber der Strick ihm die Kehle zuschnürte, bat M. mit angstvollen Geberden um Hilfe. Da aber war es zu spät, der andere Brauergeselle hatte kein Messer bei sich, und als endlich Hilfe zur Stelle war, fand man den M. bewußtlos vor. Ein hinzugerufener Arzt ordnete die Ueberführung des bedenklich Verletzten nach einem nahe gelegenen Krankenhause an.

— Die Königin Emma der Niederlande und die kleine Prinzessin Wilhelmine von Oranien schwebten neulich in Lebensgefahr. Die Königin pflegt mit ihrer Tochter vom Schloß Het Loo aus, wo die königliche Familie gegenwärtig weilt, Spazierfahrten in die Umgebung zu unternehmen, wobei sie selbst, ohne von Dienern begleitet zu sein, die Pferde lenkt. Neulich fuhr das königliche Gespann nach Appeldoorn, als die Pferde vor dem an einem Neubau zu Appeldoorn angebrachten Gerüste scheuten und davonstürmten. Die Königin mußte die kleine Prinzessin, welche aus dem leichten Sommerwagen zu stürzen drohte, festhalten und ließ in Folge dessen die Zügel aus den Händen fallen. Die Situation war um so gefährlicher, als sich in der Nähe ein Gewässer befand. Glücklicherweise stürzte ein Pferd und brachte dadurch den Wagen zum Stehen. Die Königin benutzte den Augenblick, um mit der vor Angst laut weinenden Prinzessin auszusteigen. Sie eilte in ein benachbartes Bauernhaus, wo die Bäuerin sich vor Erstaunen nicht fassen konnte, die Königin und das „Prinzeßje" in ihrer ärmlichen Behausung zu erblicken. Die Prinzessin trank zur Erholung ein Glas Milch, während die Königin zu ihrem Wagen eilte, um denselben wieder in Stand zu setzen. Die Pferde hatten sich wieder beruhigt, und so entschloß sich Königin Emma, die Heimfahrt in dem nämlichen Wagen anzutreten. Am folgenden Tage wurde der Bauer in Appeldoorn durch den Besuch eines Hofbeamten überrascht, welcher nicht blos den Dank der Königin für die Bewirthung der Thronfolgerin, sondern auch ein reiches Geschenk überbrachte.

— Ein seltener Gast befindet sich augenblicklich in Berlin. Es ist der frühere Kriegsminister des ehemaligen Königs Theodorus von Abessinien, ein Herr Moritz Hall aus Jaffa bei Jerusalem, aber von deutscher [illegible]stammung. Vor etwa 30 Jahren, na[illegible] dem Hall bereits den größeren Theil Persiens als Forscher durchreist hatte, erregte er das Mißtrauen der dortigen Regierung, wurde plötzlich verhaftet und als Sklave verkauft. Mit Hilfe des dortigen englischen Consuls erlangte er die Freiheit wieder und ging dann als Dolmetscher nach Abessinien. Dort lenkte er, namentlich durch seine Kunst im Kanonengießen, die Aufmerksamkeit des Königs Theodorus auf sich und wurde erster Minister des Königs. Während des Krieges mit den Engländern aber wurde Hall in Ketten geschmiedet und mußte Sklavendienste verrichten. Unter englischem Schutze gelang es Hall später, seine Familie, eine abessinische Frau und Tochter sowie den größeren Theil seines bedeutenden Vermögens zu retten. Hall beabsichtigt, die deutsche Reichsangehörigkeit zu erwerben und wahrscheinlich nach den oberen Nilländern zurückzukehren.

— In Petersburg sind zwei abyssinische Geistliche eingetroffen, um die 900jährige Gedenkfeier der Einführung des Christenthums in Rußland mit zu begehen. Außerdem sind die beiden Geistlichen mit der Aufgabe betraut worden, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob ein goldenes Kreuz, welches der Negus vor ungefähr zehn Jahren dem Zaren als Geschenk übersendet hatte, thatsächlich in die Hände des russischen Kaisers gelangt ist. Der Negus behauptet, trotz wiederholter brieflicher Anfragen über diesen Gegenstand, seitens der russischen Regierung keinen Bescheid erhalten zu haben. Die geistlichen Abgesandten wollen sich alle Mühe geben, um sichere und genaue Auskunft über die Schicksale dieses goldenen Kreuzes zu erlangen. Die Möglichkeit, daß ihre Nachforschungen erfolglos bleiben könnten, verursacht ihnen lebhafte Besorgnisse, die sehr begreiflich erscheinen, wenn man hört, daß der Negus ihnen für den Fall, daß sie nicht eine hinreichende Aufklärung mit nach Hause bringen sollten, den Tod angedroht hat.

— Unter sieben preußischen Königen als Unterthan gelebt zu haben, ist dem ältesten Bürger von Bielefeld, Herrn Jordan beschieden. Unter der Regierung Friedrichs II., des Großen, geboren, hat er ferner unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. (1786—1797), Friedrich Wilhelms III. (1797—1840), Friedrich Wilhelms IV. (1840—1861), Wilhelms I. (1861 — 1888), unter der Regierung des verewigten Kaisers Friedrich und nun des Kaisers Wilhelm II. gelebt.

— Der Zweifel steckt an wie das Gähnen.

Studenten-Einmaleins.

Einmal Eins ist Eins,
Der Mensch bedarf des Schweins;
Besonders Bruder Studio,
Sonst wird er nicht des Lebens froh —
Zuweilen hat er kein's —
Einmal Eins ist Eins.

Zweimal Zwei ist Vier,
Der Studio liebt das Bier;
Darum erscheint ihm das Kameel,
Das durstig ist an Leib und Seel',
Als allerdümmstes Thier —
Zweimal Zwei ist Vier.

Dreimal Drei ist Neun.
Des Dasein's sich zu freu'n
Ist des Studenten Hauptberuf,
Zu dem der liebe Gott ihn schuf —
Mag später er's bereu'n —
Dreimal Drei ist Neun.

Viermal Vier ist Sechzehn.
Nach Wissenschaft zu lechzen
D'ran hat er weniger Geschmack,
Als wie an Bier und Rauchtabak,
D'rum läßt er Andere ächzen —
Viermal Vier ist Sechzehn.

Fünfmal Fünf ist Fünfundzwanzig.
Von den Alpen bis nach Danzig
Ist der richtige Student
Nur in seinem Element,
Wenn er pauken kann sich —
Fünfmal Fünf ist Fünfundzwanzig.

Sechsmal Sechs ist Sechsunddreißig.
Lock'rer Vogel ist der Zeisig.
Aus der Schenkin holden Augen
Treibt es Weisheit ihn zu saugen,
Da studirt er fleißig —
Sechsmal Sechs ist Sechsunddreißig.

Siebenmal Sieben ist Neunundvierzig,
Der Gelehrteste oft irrt sich,
Aber Wahrheit liegt allein,
Wie ein Jeder weiß, im Wein,
Duftend süß und würzig —
Siebenmal Sieben ist Neunundvierzig.

Achtmal Acht ist Vierundsechzig.
Ob das weibliche Geschlecht sich
Manchmal spröde auch verhält,
Doch den Meisten wohl gefällt,
Was bei Mädchen er erfrecht sich —
Achtmal Acht ist Vierundsechzig.

Neunmal Neun ist Einundachtzig.
Ob's der Alte anders dacht' sich,
Der Studiosus lebet froh
Stets in dulci jubilo,
Hoffet, daß die Sache macht sich —
Neunmal Neun ist Einundachtzig.

Zehnmal Zehn ist Hundert,
Viel hat er verplundert;
Wenn er, wie's zuweilen geht,
Das Examen doch besteht,
Ist er selbst verwundert —
Zehnmal Zehn ist Hundert!

(Fliegende Blätter.)

— Ueber ein Unglück, das sich vor einigen Tagen im Stephanienbad zu Beiertheim in Baden ereignete, wird gemeldet: Ein Gartenfest des Beiertheimer Turnvereins neigte sich bereits seinem Ende zu; schon war man bis zur Preisvertheilung gelangt, als plötzlich die Veranda, von welcher herab die Preisvertheilung verkündet wurde, mit einem donnernden Geräusch zusammenbrach, die darunter Stehenden unter ihren Trümmern begrabend. Mehrere Schwerverletzte wurden hervorgezogen, von denen ein vierzehnjähriger Knabe Namens Hust bald darauf seinen Geist aufgab.

— Die bösen Fremdwörter. — Hauptmann: Rekrut Hase, Sie sind wirklicht das Enfant terrible in der Compagnie. — Feldwebel (beim nächsten Dienst): Hase, marschiren Sie besser, Sie haben schon vom Herrn Hauptmann gehört, daß Sie das Infanterie-Uebel in der Compagnie sind.

— Vertrauen erweckend. Er (beim Abschied): „Leb' wohl, liebes Lieschen! Ach, wie lange wird es dauern, ehe wir uns wiedersehen. Wirst Du mir auch treu bleiben?" — Sie: „Wie dumm Du fragen kannst. Du redest wirklich, als wärest Du der Erste, dem ich treu geblieben wär'!"

— Verschiedener Geschmack. „Martha ist doch eine reizende Oper! So anmuthige, einschmeichelnde Melodien hat kaum eine zweite; ich kenne wirklich nichts Schöneres als die „Letzte Rose"!—„Mir, meine Gnädige, ist der erste Spargel lieber!"

— Boshafter Rath. Dichterling: „Jetzt ist's gut; will ich mein neuestes Drama einsenden und hab' nicht mal genug Geld zum Porto." — Freund: „Weißt Du was, schicke es als „Muster ohne Werth", das ist noch das Billigste."

— Der vorsichtige Verleger. — Verleger: „Ist denn von Ihnen schon etwas mit Ihrem Namen gedruckt erschienen?" — Dichter: „O ja allerdings nur — —" — Verleger: „Ich meine nicht etwa Ihre Geburtsanzeige."

— Talent. „Studirt Ihr Sohn noch immer auf der Universität?" — „Nein, er hat jetzt einen Buchhandel angefangen." — „Hat er Talent dafür?" — „Es scheint so; seine Bücher hat er früher wenigstens alle verkauft."

— Anzüglich. Zwei Herren sitzen im Eisenbahnwagen. Der Zug nähert sich der Haltestelle. „Wie spät ist es, bitte?" — „Ich weiß nicht." — „Aber Sie haben doch soeben nach der Uhr gesehen?" — „Ja, um mich zu überzeugen, ob ich sie noch habe!"

— Benützt. Geck: Fräulein, Ihr Spiel war heut himmlisch, entzückend: Ich befinde mich noch halb im Traum. Schauspielerin: Ah — und mir das längst versprochene Armband mitzubringen, fällt Ihnen nicht im Traume ein!?

— Hauptsache. Schulinspector: Bei dem jetzigen Lehrermangel werden Sie so bald keinen neuen Lehrer kriegen können. Dorfschulze: Was? Da hätten wir den schönen neuen Rohrstock ganz umsonst angeschafft!

— Berufsstolz. Rentier (ehemaliger Schweinemetzger): „Hier ist mein „Arbeits"-Zimmer!" — Besuch: „Ach, welch' prächtige Bibliothek!" — Rentier: „Und erst die Einbände! Alles Leder von Schweinen, die ich eigenhändig geschlachtet!"

— „Mein Herr, wenn Sie mich noch einmal umfassen, schrei' ich!" — „Damit Ihr Vater uns hört!" — „Ach ja, Sie haben recht. Daran hab' ich gar nicht gedacht."

— Was ist richtiger? Was ist nun ein besserer Ausdruck, meinem Alten über meinen colossalen Fleiß zu berichten: Ich büffle wie 'n Ochs, oder ich ochse wie 'n Büffel?

— Die Frauen lieben so sehr die Veränderung; selbst in einer anderen Kirche zu beten, hat für sie etwas verführerisches.

— Es ist eine merkwürdige, aber wahrhaftige Sache, daß das bewährteste Mittel gegen schlechtes Wetter ein neuer Regenschirm ist.

— Verwendung. Literat: „Haben Sie meine Gedankenspähne benutzt? — Redakteur: „Ja, sie haben recht gut gebrannt!"

— Man öffne die Thüre der Wahrheit und der Lüge; die Lüge wird uerst eintreten.